

Wolfgang Hildesheimer: *Das Atelierfest*

Von Christine Hummel

In einem Interview gibt Wolfgang Hildesheimer 1990 Auskunft über seine insgesamt sechszwanzig *Lieblosen Legenden*, die zwischen 1950 und 1962 entstanden und publiziert wurden.¹ »Modell« für ihre Konzeption sei wohl, so der Autor retrospektiv, »die allgemeine Tendenz der Ästhetisierung unseres Lebens« gewesen:

[...] und so entstanden diese Geschichten [...]. Der primäre Wunsch, der vordergründige Wunsch war einfach, Geschichten zu erzählen, und zwar Geschichten, die im Bereich der Kultur angesiedelt waren – das konnte man damals, heute könnte man es nicht mehr so leicht –, und das hat mir großes Vergnügen bereitet.²

Unter der Sammelüberschrift »Zwei Erzählungen zweier verschiedener Festlichkeiten« erschien *Das Atelierfest* erstmals im Herbst 1951 im Monatsmagazin *Schweizer Journal*³ gemeinsam mit der ebenfalls in die Sammlung *Lieblose Legenden* eingegangenen Satire *Das Ende der Welt*. Dieser Text, den Hildesheimer im selben Jahr auf der Frühjahrstagung der Gruppe 47 in Bad Dürkheim gelesen hatte, beschreibt den Untergang einer fiktiven Insel, die die Marchesa Montetrasto (!) aufschütten ließ, um dort ihr Leben »der Kultur des Altbewährten und Vergessenen« zu widmen. Ziel des zurückhaltend formulierten Spotts ist – wie in *Das Atelierfest* – die saturierte Nachkriegsgesellschaft, die den mondänen Kulturbetrieb als amüsanten Ersatz für die Realität betrachtet.

Das Atelierfest schildert ein offenbar nicht endendes absurd-phantastisches Künstlerfest. Ein ins Geschehen involvierter, namenlos bleibender Ich-Erzähler berichtet, wie es zu dem in seinem Atelier stattfindenden Fest gekommen ist und wie er in dessen Folge von lauter ungebetenen Gästen aus seinem Arbeits- und Lebensraum verdrängt wurde.

Die Handlung wird nicht näher lokalisiert; ebenso wenig festlegbar sind Handlungszeit und -zeitraum. Der erste Satz beginnt mit: »Seit einiger Zeit« (97), weitere Zeitangaben im ersten Absatz sind gleichfalls unbestimmt: »eines Abends«, »einige Stunden später«. Die Rückblende, die die Vorgeschichte und Entwicklung des Atelierfests beschreibt, wird durch die ebenfalls unbestimmte Zeitangabe »an jenem Nachmittag« (99) vorbereitet und endet in der Schlusspointe genau einen Tag später mit der Feststellung des Erzählers, dass das Fest »nun für immer weitergehen würde« (110). Das Geschehen wird in dieser langen Rückblende aufgerollt und progressiv auf die Gegenwartssituation hin erzählt, mit dem Ziel, diese zu erklären.⁴

Der Einstieg erfolgt ohne Umschweife: »Seit einiger Zeit findet in dem Atelier neben meiner Wohnung ein rauschendes Fest statt.« (97) Im zweiten Satz deutet sich die Absurdität der Lage schon an: »Ich habe mich an diesen Umstand gewöhnt, und das Rauschen stört mich gewöhnlich nicht mehr.« (97) Das Fest wird als vitaler Organismus geschildert: Ist im ersten Satz noch – der Redewendung entsprechend – vom »rauschende[n] Fest« die Rede, so wird das Attribut »rauschen« im zweiten Satz substantiviert und quasi verselbständigt zu einem nunmehr negativ konnotierten Geräusch. Im dritten Satz wird das Atelierfest personifiziert, wenn es von ihm heißt, es tobe (97). Mit diesen wenigen Bemerkungen wird der Leser mit der alptraumhaft-unrealistischen, gleichwohl komischen Situation, in der das Erzähler-Ich steckt, konfrontiert. Dieses zeichnet sich durch eine erstaunliche Gelassenheit und Passivität

aus, was im Text rhetorisch durch die *figura etymologica* »gewöhnnt« – »gewöhnlich« unterstrichen wird.

Eine erste kurze einleitende Rückblende schildert, wie der Hauswirt »eines Abends« die Beschwerde des Ich-Erzählers entgegennehmen soll, allerdings »einige Stunden später« als Gast auf dem Fest im Atelier nebenan erspäht wird (97). Somit fällt schon eingangs ein Schlaglicht auf das höchst eigenartige Geschehen. In der (zweiten) langen Rückblende wird dann die Entwicklung zum jetzigen Zustand aufgerollt.⁵

Die Neugier des Lesers, um was für ein Fest es sich handelt, wird durch ein retardierendes Moment gesteigert, indem der Erzähler detailliert seine gegenwärtige Umgebung, die Nachbarwohnung, beschreibt und erläutert, wie er sich von der Unruhe in seinem ehemaligen Atelier ablenkt. Das bürgerliche Ambiente seiner Zuflucht wird charakterisiert durch die Schilderung der »strenge[n], unverrückbare[n] Anordnung« (97) des Interieurs (Bleikristall, Teakholztisch) und einer Druckgraphik von Picasso, als deren Titel »Blaue Jugend« genannt wird (98).⁶ Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um die Reproduktion der Lithographie *Jeunesse*, die die Büsten eines jungen Paares zeigt, das zwischen sich – auf alttestamentliche Friedenssymbolik verweisend – Taube und Ölzweig hält. Im Erzählkontext geht es indes lediglich um die Qualität der »originalgetreuen« Wiedergabe. Weiteres Charakteristikum der fremden Wohnung ist ihr kafkaeskes Eigenleben; sie hat ihre »Bräuche« (98) und nötigt den Erzähler fast, ein »sachliches Büro« aufzusuchen und somit eine bürgerliche Existenz anzunehmen. Seine Auflehnung gegen den Lärm des rauschenden Festes bekämpft der Ich-Erzähler mit Pfefferminztee; wenn er seinen Unmut besiegt hat, legt der stoische Dulder signifikanterweise eine Patience (frz.: Geduld) (98).

Die Gestaltung der Hauptfigur und der Situation in Hildesheimers *Atelierfest* sind typisch für die absurde Literatur dieser Zeit und erinnern an die Werke Samuel